

Leseprobe ©Lukas Verlag

Aus Teutschland Deutschland machen

Leseprobe ©Lukas Verlag

Leseprobe ©Lukas Verlag

Aus Teuschland Deutschland machen

Ein politisches Lesebuch zur »Weltbühne«

Herausgegeben von Friedhelm Greis und Stefanie Oswald

Mit einem Vorwort von Heribert Prantl

Lukas Verlag

Leseprobe ©Lukas Verlag

© Lukas Verlag
1. Auflage 2008
Alle Rechte vorbehalten

Nicht in allen Fällen konnte das Copyright an den Original-Texten ermittelt werden. Verlage oder Personen wenden sich bitte an den Verlag, um mögliche Ansprüche geltend zu machen.

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstraße 57
D-10405 Berlin
www.lukasverlag.com
www.weltbuehne-lesen.de

Gestaltung und Satz: Ursula Steinhoff, Kassel
Druck: Elbe Druckerei Wittenberg
Bindung: Kunst- und Verlagsbuchbinderei, Leipzig
Printed in Germany
ISBN 978-3-86732-026-9

Inhalt

Leseprobe ©Lukas Verlag

Vorwort 7

Editorische Notiz 11

»Unser geronnenes Herzblut«

Die Geschichte der Zeitschrift 13 23

»Soldaten sind Mörder«

Gegen Krieg, Militarismus und Nationalwahn 57 67

»Die zufällige Republik«

Der Kampf um die erste deutsche Demokratie 115 124

»Einen weitem Horizont«

Europa und die Welt 175 185

»Das laufende Band«

Wirtschaft zwischen Kapitalismus und Sozialismus 233 241

»Eine anständige Gesinnung«

Bürgerrechte und Zivilgesellschaft 287 295

»Wer weiter liest, wird erschossen!«

Für eine wahrheitsgetreue und unzensurierte Presse 335 344

»Wir Juden mitten drin«

Judenheit, Zionismus, Antisemitismus 385 393

»Reise ins Dritte Reich«

Der Aufstieg Hitlers und des Nationalsozialismus 441 449

Nachgang 501

Anhang 509 Chronologie 1905–1933 **511** Kurzbiografien **514**

Titelverzeichnis **525** Auswahlbibliografie **528** Personenregister **531**

Unser Dank **539** Abbildungsnachweis **540**

*Die zweite Seitenzahl verweist auf die Inhaltsübersicht
der ausgewählten Texte im jeweiligen Kapitel*

Leseprobe ©Lukas Verlag

Vorwort

Leseprobe ©Lukas Verlag

Von Heribert Prantl

Sie waren die Sprachkräftigsten und Sprachmächtigsten ihrer Zeit. Die besten deutschen Schriftsteller, Dichter und Journalisten haben sich auf die »Weltbühne« gestellt; sie haben dort geschrieben, gestritten und geirrt, sie haben deklamiert, agitiert, sie haben gehofft, aufbegehrt und resigniert. Wohltemperiert waren sie nie, es waren ja auch keine wohltemperierten Jahre für Deutschland. Die Autoren der »Weltbühne« waren vergnügt, versponnen, verbittert, sie waren ungerecht in ihrem Zorn, sie haben ihr Heil bisweilen auch im politischen Aberwitz gesucht. Und so zeichnen ihre Texte das Gesicht ihrer Zeit.

Die Autoren der »Weltbühne« haben die Entsetzlichkeiten der Hitlerei vorhergesehen und waren trotzdem keine Hellseher; manchmal haben sie geschrieben, ja geschrien wie die Propheten, sie waren aber keine. Sie gehörten zu den klügsten Köpfen, die es in Deutschland gab, und trotzdem war ihr Urteil oft nicht das klügste. Die »Weltbühne« ist daher auch eine Bühne gewaltiger Irrtümer, eine Menagerie falscher Hoffnungen, ein Ort der politischen Phantasmagorien. Die »Weltbühne« ist kein Lehrbuch für politische Ausgewogenheit; sie ist wie ein Vulkan, ein Vulkan, von dem man Generationen später noch spürt, wie aktiv er war.

Historiker und Politologen der alten Bundesrepublik sind sehr ungnädig umgegangen mit dem Objekt »Weltbühne«. Sie haben ihm vorgeworfen, nicht Welt-, sondern Zerrspiegel gewesen zu sein. Kurt Sontheimer schreibt von einer »gnadenlosen und höhnischen Aburteilung« der »Weltbühne« mit der Demokratie. Kurt Tucholsky war für Kurt Sontheimer »das großartigste Beispiel« für ein »literarisches Zerstörungswerk an der Republik«. Und so manches Verdikt dreht dabei die Hand nicht um – die intellektuelle Linke sei hierbei so schlimm gewesen wie die intellektuelle Rechte. »In ihrer Wirkung«, so hat Heinrich August Winkler sich geäußert, »war der Kampf, den Tucholsky und seine Freunde gegen die Sozialdemokratie führten, ein Kampf gegen die parlamentarische Demokratie.« Die »Weltbühne« habe durch ihren moralischen Rigorismus letztlich mit dazu beigetragen, »das politische System auszuhöhlen, das sie zu verteidigen meinte«. Und wenn Riccardo Bavaj in seinem im Jahr 2005 erschienenen Buch »Von links gegen Weimar« nach 497 Seiten im letzten Satz seines Werks zu dem Ergebnis kommt, »der kommunistische, linkssozialistische und anarcho-syndikalistische Angriff gegen den Weimarer Staat« sei »eine notwendige Prämisse

für das Scheitern des Parlamentarismus im Deutschland der Zwischenkriegszeit« gewesen, spielen in seiner Begründung ein Tucholsky und ein Ossietzky eine gewisse Rolle.

»Weltbühne«-Leitartikler Heinrich Ströbel hat schon 1919 die »Arterienverkalkung unsrer Parteiverhältnisse« angeprangert, er hat Ebert und Scheidemann als opportunistische Verräter einer »richtigen« Idee gescholten und die Spartakusführer als mutige, engagierte Verfechter der »falschen« Idee gelobt. Manche Mitarbeiter der »Weltbühne« attackierten die parlamentarische Demokratie gar als spezifische Form der Diktatur. Braucht die »Weltbühne« also einen Pflichtverteidiger, einen, der ihre Leitartikler in Schutz nimmt gegen die bessere Erkenntnis der Nachgeborenen?

In der Tat: Manchmal geniert man sich als Bewunderer des Muts von Ossietzky, als Verehrer des Genies von Tucholsky für die grandiosen Irrtümer, die man in ihrem Blatt findet; man ist verstört über die Diskrepanz zwischen literarischer und politischer Potenz. Indes: Tucholsky braucht den Pflichtverteidiger so wenig wie Ossietzky und die anderen, sie haben ihre Wahlverteidiger, es sind ihre Leserinnen und Leser – die das erst lustvolle, dann immer verzweifeltere Ringen um die Republik noch heute mit Atemlosigkeit und Beklemmung studieren. Die »Weltbühne« ist kein akademisches Organ, kein weltfremdes Poesiealbum, sie hat keine Schlafmütze auf dem Kopf und kein Jäckchen aus Gesundheitswolle am Leib.

Im Übrigen verteidigt sich die »Weltbühne« selbst. Hier werfen sich Dichter und Denker hinein in das Ringen um Demokratie und Republik, sie ergreifen Partei für die kleinen Leute, sie politisieren mit einer Verve, die heute fehlt. Wo sind die Intellektuellen heute? In der Toscana, in der Provence, auf ihren stillgelegten Bauernhöfen, in den Lofts der Großstädte. Sie könnten in den viel ruhigeren Zeiten von heute viel mehr erreichen als die Tucholskys damals, sie könnten Debatten befruchten, wenn, ja wenn sie das mitbrächten, was die Autoren der »Weltbühne« hatten: Sehnsucht und Inbrunst. Demokratie ist eine Gemeinschaft, die ihre Zukunft miteinander gestaltet. Und genau das haben die »Weltbühne«-Autoren versucht: Mit Geist, Herz und Seele. Sie haben politisiert, als ginge es um ihre Leben, und das war auch so.

Bei den »Weltbühne«-Kritikern von heute hat man gelegentlich das Gefühl, dass da ein elitäres »das gehört sich nicht« mitschwimmt oder jedenfalls »nicht so«. Wer sich darauf zurückzieht, Gutachten und Lehrbücher zu schreiben und aus der Distanz Betrachtungen zur Zeitgeschichte zu publizieren, der tut sich leicht mit Rüffel und Rügen an die Vorfahren der »Weltbühne«. Deren Autoren haben das getan, was man heute vermisst – sie haben sich politisch eingemischt, sie haben es mit ihren Mitteln getan: zuspitzend, pointiert, provokant. Politiker haben ihre Mittel zu nutzen, Dichter und Denker die ihren. Vor fehler-

Leseprobe ©Lukas Verlag

haftem Denken sind dabei die einen so wenig gefeit wie die anderen. Die »Destruktivität«, die Kurt Sontheimer Tucholsky vorwirft, war mitnichten destruktiv, sondern der immer verzweifeltere Versuch, die Weimarer Republik Konstruktivität zu lehren. Es ergeht Tucholsky wie dem Missionar, der immer lauter und immer schärfer predigt, weil seine Mission so wenig Früchte trägt.

Wir sehen heute in die »Weltbühne« hinein wie in einen kostbaren alten Spiegel, der ein paar blinde Flecken hat. »Wortradikalität« hat Gordon A. Craig das »Markenzeichen« der »politisch heimatlosen« linken Intelligenz der Weimarer Republik genannt. Es habe ihr das »notwendige politische Augenmaß« gefehlt. Augenmaß? Die »Weltbühne« hat ein hohes, ein sehr hohes Maß angelegt an die Politik: Das Maß ihrer Ideale und Sehnsüchte, vielleicht das Maß von Utopia. Ist das verboten? Ist das schädlich? Ist es falsch, wenn das vermeintlich Unmögliche gefordert wird? Was wäre alles möglich, wenn das nicht immer nur so wenige täten!

Die »Weltbühne« gehört dick eingezeichnet auf der Landkarte der Orte der deutschen Demokratie; und der Name »Weltbühne« gehört dort wiederum zu denen, die groß umrandet werden müssen, weil es nämlich dort besonders viel zu sehen gibt. Die »Weltbühne« ist ein großer Ort der Pressefreiheit, eine ihrer markanten Stationen. Die Pressefreiheit war dort wirklich zu Hause (und es gibt nicht so viele Organe in der deutschen Geschichte, von denen man das behaupten kann).

In der »Weltbühne« arbeiteten die Brüder im Geiste von Philipp Jakob Siebenpfeiffer, von Johann Georg August Wirth und ihrer Freunde vom »Hambacher Fest«, hier schrieben die Brüder im Geiste der »Reichs-Bremse« von 1849 und 1850. Diese »Deutsche Reichs-Bremse«, heute vergessen, war eine wunderbar stichelnde, bissige und beißende Beilage zum »Leuchtturm«, einer der schärfsten radikaldemokratischen Zeitschriften des Vormärz, immer wieder behindert, verboten, konfisziert. Behindert, verboten, konfisziert, inhaftiert – das war die Saat für die Demokratie, die erst viel, viel später aufging. Die letzte Ausgabe der »Weltbühne« vom 7. März 1933 endete mit dem Satz: »Denn der Geist setzt sich doch durch.« Das ist der Satz, der über der Geschichte der Pressefreiheit und über der Geschichte der Demokratie in Deutschland stehen muss.

Leseprobe ©Lukas Verlag

Leseprobe ©Lukas Verlag

Editorische Notiz

Die 29 Jahrgänge der »Schaubühne« und »Weltbühne« umfassen rund 48 000 Seiten. Selbst eine umfangreiche Anthologie wie die vorliegende kann aus diesem gewaltigen Fundus nur die allerwenigsten Texte hervorholen. Schon aus diesem Grund liegt es nahe, sich bei einem Auswahlband auf bestimmte Themengebiete zu beschränken. Wenn unsere Wahl in diesem Falle auf Politik, Wirtschaft und Gesellschaft fiel, so steht dahinter der Gedanke, dass es vor allem Texte aus diesen Gebieten sind, die noch heute eine zum Teil verblüffende Aktualität besitzen und dem Leser ein anschauliches Bild der damaligen Zeit vermitteln können.

Die mögliche Aktualität oder Zeitlosigkeit eines Textes war jedoch nicht das einzige Auswahlkriterium. Da es sich bei diesem Band weder um eine wissenschaftliche Dokumentation noch um eine historische Studie handelt, sollten die Texte auch ohne ausführliche Erläuterungen lesbar und verständlich sein und den Leser fesseln können. Unsere Auswahl erfolgte somit vor allem nach journalistischen Gesichtspunkten und der Devise Kurt Tucholskys: »Es gibt ein Kunstgesetz, das ewig ist: Wir wollen nicht gelangweilt werden!« Dies bedeutet jedoch nicht, dass nur brillante Stilisten wie Tucholsky, Carl von Ossietzky oder Kurt Hiller zu Wort kämen. Ebenfalls wollten wir ein möglichst breites Spektrum an Autoren, Genres, Aspekten und Jahrgängen berücksichtigen. Denn die Hefte der »Weltbühne« zeichneten sich ebenfalls durch eine Mischung aus politischen Leitartikeln, längeren Analysen und Essays, Reportagen, Porträts, Gedichten, kürzeren »Bemerkungen« sowie pointierten »Antworten« aus, mit denen die Herausgeber Personen und Ereignisse kommentierten. Eingang in den vorliegenden Band fanden daher auch zahlreiche Autoren, die nur einen oder sehr wenige Texte in der »Weltbühne« veröffentlichten. Die Auswahl ist somit in erster Linie ein *Lese*-Buch und möchte dazu einladen, sich anhand von Originaltexten der umwälzenden Epoche des Ersten Weltkrieges und der Weimarer Republik zu nähern sowie die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen aus der Perspektive der »Weltbühne«-Autoren zu betrachten.

Der Leser soll über die damalige Zeit hinaus aber auch die »Weltbühne« und ihre Autoren kennenlernen. In einführenden Texten zu den insgesamt neun Kapiteln wird daher versucht, die Entwicklung der Zeitschrift sowie ihre vielfältigen Positionen zu skizzieren. Diese illustrierten Einleitungen bieten außerdem einen kurzen Abriss der Zeitgeschichte und erleichtern somit den Einstieg in die Themen. Die von der »Weltbühne« verfochtene Meinungspluralität macht

Leseprobe ©Lukas Verlag

es nach unserer Überzeugung erforderlich, einzelne inhaltliche Positionen auch dann zu erwähnen, wenn die dazugehörigen Texte nicht in die Auswahl aufgenommen werden konnten. Dadurch wird deutlich, dass gängige Klischees über den Charakter der Zeitschrift und ihrer Überzeugungen nur bedingt zutreffen. Einzelne Aspekte, wie der sogenannte »Weltbühne«-Prozess, tauchen zwangsläufig in verschiedenen Themengebieten auf. Gerade das Beispiel dieses Prozesses zeigt, wie eng die Entwicklungen auf den Gebieten des Militarismus, der Politik und der Presse zusammenhängen.

Die thematischen Kapitel sind in der Regel chronologisch geordnet. Die Kapitel »Bürgerrechte und Zivilgesellschaft« und »Europa und die Welt« sind außerdem noch nach Unteraspekten gegliedert. Häufig ließe sich darüber streiten, welchem Kapitel ein Text zugeordnet werden soll. Kurt Hillers Beitrag »Das Ziel entscheidet« etwa, in dem er das Charisma des italienischen Diktators Benito Mussolini mit demjenigen deutscher Republikaner vergleicht, könnte sicherlich in jedem der drei Kapitel Ausland, Innenpolitik und Nationalsozialismus stehen. Soweit erforderlich und sinnvoll, haben wir den einzelnen Artikeln eine kurze Anmerkung vorangestellt. Diese gibt Hinweise zu Autor oder Ereignis, um das Verständnis und die Einordnung des Textes zu erleichtern. Die Texte sind weitestgehend in ihrer Originalform übernommen worden. Orthografische Eigentümlichkeiten der »Weltbühne« wurden beibehalten. Offensichtliche Grammatik- oder Rechtschreibfehler haben wir stillschweigend korrigiert, ebenso falsch geschriebene Eigennamen und inhaltliche Fehler, die die Zeitschrift später selbst berichtigt hat. Vereinheitlicht wurde die Schreibweise von Umlauten am Wortanfang. Einfache Anführungszeichen wurden durchgängig durch doppelte ersetzt, sofern sie nicht innerhalb eines Zitates stehen. Redaktionelle Auslassungen und Ergänzungen sind durch eckige Klammern [...] kenntlich gemacht. Wir verzichteten außerdem darauf, die Originaltexte zu illustrieren. Bis zuletzt hat auch die »Weltbühne« ganz auf die Kraft des Wortes vertraut und keine Bilder abgedruckt.

Die 79 ausgewählten Autoren werden im Anhang in kurzen Biografien vorgestellt. Von 14 Autoren ließen sich jedoch keine Lebensdaten ermitteln. Weitere Angaben zu den Autoren finden sich auf den Internetseiten zu diesem Band unter www.weltbuehne-lesen.de.

Friedhelm Greis und Stefanie Oswald
Berlin, im April 2008

Leseprobe ©Lukas Verlag

»Unser geronnenes Herzblut«

Die Geschichte der Zeitschrift

Sie sind Legende: Die kleinen roten Hefte der »Schaubühne« und mehr noch die der »Weltbühne«. Die »Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft« gilt als *das* publizistische Forum der intellektuellen, bürgerlichen Linken der Weimarer Republik. Der »Spiegel«-Begründer Rudolf Augstein sah in ihr die »für den Weimarer Staat typischste periodische Hervorbringung«. Mehr als 2500 Autoren verzeichnet das Register der Zeitschrift, das sich wie das damalige Who's Who deutschsprachiger Schriftsteller und Journalisten liest. Neben den Herausgebern Siegfried Jacobsohn, Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky zählten dazu Lion Feuchtwanger, Kurt Hiller, Erich Mühsam, Erich Kästner, Ernst Toller, Alfred Polgar, Else Lasker-Schüler und Arnold Zweig. Viele andere, damals klangvolle Namen unter den Autoren sind heute fast in Vergessenheit geraten: Julius Bab, Arthur Eloesser, Hellmut von Gerlach, Leo Lania, Heinz Pol oder Gabriele Tergit. Mögen ihre politischen Überzeugungen, ihre gesellschaftliche Herkunft, ihr Stil noch so unterschiedlich gewesen sein: Sie alle waren individuelle Denker, überzeugte Republikaner und eindringliche Mahner vor dem Untergang der Weimarer Republik.

Begonnen hatte der erste Herausgeber und Begründer des Blattes, Siegfried Jacobsohn, als Theaterkritiker. Der am 28. Januar 1881 geborene Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie schrieb nach einem abgebrochenen Hochschulstudium zunächst für das Feuilleton der »Welt am Montag«. Jacobsohn hatte Talent, sein Kürzel S. J. war in der Theaterwelt bald über Berlin hinaus bekannt. Aber mit seiner oft jugendlich-polemischen Kritik machte er sich nicht nur Freunde. Im November 1904 strauchelte Jacobsohn in einer Plagiatsaffäre und musste seinen Kritikerposten aufgeben. Er verließ Berlin und verbrachte einige Monate in Südeuropa und Paris, um Abstand von den Ereignissen zu gewinnen. Dabei wurde ihm klar, dass er selbstständig und unabhängig sein wollte, »Regisseur einer gedruckten Bühne«, »wo jeder sagen kann, was ihm die anderen Blätter aus Dummheit oder Feigheit verwehren«. Tatsächlich gelang es dem mittellosen Jacobsohn, populäre Unterstützer sowie das nötige Startkapital für sein Projekt zu gewinnen.

Leseprobe ©Lukas Verlag

Am 7. September 1905 erschien die erste Ausgabe der »Schaubühne«. In seinem Geleitwort gab Jacobsohn seiner Hoffnung Ausdruck, mit seiner Zeitschrift »das Theater wieder zur Würde eines Kunstinstituts zu erheben«. Da das Theater in die Gesellschaft zurückwirke, hofften er und seine Autoren, mit einer Kritik des Theaters zu einer Besserung der Gesellschaft beizutragen. Nach einigen Jahren aber wurde Jacobsohn klar, dass der Einfluss des Theaters auf das Leben geringer war als zunächst vermutet. Diese Einsicht setzte sich auch bei seinen Mitstreitern allmählich durch. Der Theaterkritiker Julius Bab, der von Beginn der »Schaubühne« an eng mit Jacobsohn zusammenarbeitete und viele Themen und gesellschaftliche Entwicklungen mit Jacobsohn diskutierte, kam im April 1910 zu dem Schluss: »Jeder, der mit irgendwie persönlicher Leidenschaft sich um die Dinge des Theaters gemüht hat, kennt diese Augenblicke bitteren Erwachens, dies bis zum Ekel schale Gefühl: Für wen eigentlich? [...] Es gibt aber – dies ist das Entscheidende! – heute keine hinreichend große einheitliche Masse mit hinreichend tiefen künstlerischen Bedürfnissen.« Folglich sei es »Wahnsinn, einem Volke, das zur Zeit in keiner Elementarfrage wirtschaftlichen, politischen, religiösen und ethischen Lebens eines Sinnes ist, ein Nationaltheater schaffen zu wollen«.

Zunehmend richtete sich die Kritik der »Schaubühne«-Autoren direkt gegen den wilhelminischen Staat, in dem sie die Ursache für Stagnation und moralischen Verfall sahen. Aus Anlass des 25. Thronjubiläums Kaiser Wilhelms II.



links Siegfried Jacobsohn, um 1925

rechts Kurt Tucholsky, 1920

Leseprobe ©Lukas Verlag

am 15. Juni 1913 rechnet Jacobsohn in seinem Artikel »Kaiser und Kunst« mit dem Monarchen ab. Der Artikel war ein wichtiger Einschnitt in der Geschichte der »Schaubühne«, denn er kennzeichnete die Hinwendung zur politischen Kritik, auch wenn diese zunächst noch aus der Kunstkritik abgeleitet wurde: »Man sehe im ›Weltspiegel‹ den Dom von 1888 neben dem Dom von 1913 – und man weiß, was die Kunst diesem Kaiser verdankt. Nichts. Heer und Marine haben sich durch ihn entwickelt; Sport und Verkehrswesen mit ihm; Handel, Technik und Wissenschaft ohne ihn; die Künste gegen ihn [...]. Aber blickt um euch, wie verheerend die kaiserlich privilegierte Unkunst allenthalben gewirkt hat. Wenn fünfundzwanzig Jahre lang ein lärmendes Scheinwesen, eine seelenlose Pracht gefördert worden ist, dann haben schließlich fast alle Gebiete des öffentlichen Lebens gelitten.«

Diese neue konzeptionelle Ausrichtung ist ohne den Einfluss Kurt Tucholskys nicht denkbar. Im Januar 1913 war der erste Artikel des damaligen Jura-Studenten in der »Schaubühne« erschienen, bald avancierte er zum wichtigsten Mitarbeiter des Blattes. Wegen seiner vielseitigen Begabung war er meist mit mehreren Artikeln in jeder Ausgabe vertreten. Um diese erstaunliche Produktivität etwas zu kaschieren, veröffentlichte Tucholsky nicht nur unter seinem Namen, sondern auch unter den Pseudonymen Theobald Tiger, Ignaz Wrobel, Kaspar Hauser und Peter Panter. Tucholsky drängte Jacobsohn zu einer Öffnung des Blattes. Er war, wie viele seiner Zeitgenossen, von Jacobsohns herausragen-



Leseprobe ©Lukas Verlag

Unter dem Einfluss ihres neuen Mitarbeiters Kurt Tucholsky wandte sich die »Schaubühne« von 1913 an auch Themen zu, die außerhalb der Bühnenwelt lagen. Tucholsky zitierte diese »Antwort« 1930 noch einmal vollständig in seinem Rückblick »Fünfundzwanzig Jahre«.

Antworten 25. September 1913

K. St. in Helsingborg. Da Sie doch in Ihrem nächsten Brief, getreueste aller Leserinnen, die bange Frage stellen werden, warum und zu welchem Zweck Vindex den Tabaktrist in der »Schaubühne« vornimmt, und ob er sich nicht vielleicht in der Adresse geirrt habe, so sei Ihnen gleich heute gesagt: Wenn hier neun Jahre das Theater und nur das Theater betrachtet worden ist, so habe ich damit noch nicht das Recht verwirkt, einmal andre Dinge betrachten zu lassen und zu betrachten. Ein Feld abgesondert von allen andern zu beackern, hat seine Reize, seine Vorteile, aber auch seine Gefahren. Es gibt hundert Zusammenhänge mit den andern Feldern, die auf die Dauer doch nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Wir können uns nicht entziehen, wenn der Reichsbankdiskont hinaufgesetzt wird, und letzten Endes hängen wir alle an Fäden, die in der Burgstraße zusammenlaufen.

An feinen Fäden, die wir nicht immer sehen. Aber gerade deswegen sollten wir sie sorgfältig ansehen, sollten wir lernen, wie es auf der Welt zugeht. Denn schließlich sitzt im Theater, dessen Bühne wir seit neun Jahren zu säubern versuchen, auch ein Publikum, von dem hier noch zu wenig gesagt worden ist. Jetzt also wollen wir öfters das Fenster des Arbeitszimmers öffnen, ein wenig hinausblicken und Ihnen dann berichten, was es draußen gibt – liebste aller meiner Leserinnen.

Antworten 26. August 1915

Bruno D. in Lille. [...] Wohl aber habe ich, als der Krieg losbrach, einen furchtbaren Schreck gekriegt und mich noch heute nicht davon erholt. Ich habe mir täglich vorgeworfen, daß ich die vierundzwanzig oder zweiunddreißig Seiten, die mir seit zehn Jahren jede Woche zur Verfügung stehen, nicht längst richtig ausgenutzt habe – trotzdem ich schon früher manchmal schwankend geworden war. Es hatte seinen Reiz und seine Notwendigkeit, für das Theater zu sorgen; aber es war falsch, für das Theater allein zu sorgen, das kaum gelitten hätte, wenn die Hälfte jedes Hefts den übrigen Dingen, die unser Leben ausmachen, zu gute gekommen wäre. Grade von der unbegrenzten Unabhängigkeit meines Blattes hätten Gebiete profitieren müssen, die ärgern Nachteil als das Theater davon haben, daß an so vielen Stellen die Rücksicht auf Abonnenten und Inserenten regiert. Ein Glück: es war noch nicht zu spät. Frisch, fromm, freigings los. [...]

Leseprobe © Lukas Verlag

Bis zuletzt beharrte Jacobsohn auf dem Namen »Schaubühne« für sein Blatt. Ohne Begründung, und bis auf Tucholskys etwas melancholisches Gedicht ohne weiteren Hinweis, erschien das Blatt Anfang April 1918 unter neuem Namen.

Auf die Weltbühne von Theobald Tiger 4. April 1918

Mein gutes Blatt! Wie hast du dich verändert!
Den Musentempel schließt du beinah zu;
mit Politik, Kunst, Wirtschaft dicht bebändert,
so geht dein Vorhang auf: auch du, mein Kind, auch du?
Du willst dich gleichfalls in den Strudel stürzen?
Randstaaten? Westfront? Die Veränderungswahl?
Nur eines kann mir meinen Kummer würzen:
Es war einmal ...

Es war einmal ... da glaubten wir noch Beide
an Kunst und an Kultur, an Menschentum –
an deine ziegelrote Wand schrieb ich mit Kreide
die Namen meiner Lieben an zum Ruhm.
Wir dachten: essen und organisieren
sind Selbstverständlichkeiten, tief im Tal –
und auf den Bergen gehen wir spazieren ...
Es war einmal ...

Du lieber Gott, wie hat sich das gewandelt!
Wir schufteten, bis dem Land die Schwarte knackt.
Und kein Professor, der nicht gerne handelt
mit weichem Klitschebrot, das er sich backt.
Es war einmal ... Glück auf zur neuen Reise!
Eng wars einmal – heut bist du bunt und weit.
Doch kehr' noch manchmal dich zurück im Kreise
zur alten Zeit!

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges und nach der Aufhebung der »Schweiterei« (Zensur) kündigte Jacobsohn eine schonungslose Kritik der politischen Zustände an.

Antworten 31. Oktober 1918

Leisetreter. Sie beklagen sich über den Ton meines Blattes? Da weiß ich Ihnen ein sicheres Mittel: befreien Sie mich von Ihrem Lesertum, und das schnellstens. Denn, unter uns: wenn Sie jetzt schon »peinlich berührt« sind – es wird mit jeder Woche schlimmer. Jetzt nimmt man, freiwillig und leider auch unfreiwillig,

Leseprobe ©Lukas Verlag

noch Rücksichten. Aber sollte die Schweinerei je zu Ende sein, und sollte ich dieses Ende erleben, so wird hier ein Ton gepfiffen werden, ein Tönchen, daß euch Hören und Sehen vergeht. Es ist ein Wunder, daß wir an all dem Jammer jeder Art, den wir all diese Jahre stumm hinunterwürgen mußten, nicht unrettbar erstickt sind – und da verlangen Sie, daß eine Stunde länger, als unbedingt nötig, hinuntergewürgt wird? O nein, liebe Lise. Der Kessel ist überheizt, das Ventil ächzt und knirscht danach, geöffnet zu werden, und gibts keine vorzeitige Explosion, sondern bei rechtzeitiger Öffnung einen verhältnismäßig friedlichen Auspuff, so wird immer noch den empfindlichen Trommelfellen zu raten sein, sich in stillere Gegenden zu verfügen. Also, Leisetreter und deinesgleichen: befreit mich von euerm Lesertum!

In seinem viel zitierten programmatischen Text erläuterte Tucholsky die politischen Motive der »Weltbühne« und ihre Aufgabe bei der Gestaltung der neuen Gesellschaft.

Wir Negativen von Kurt Tucholsky 13. März 1919

Wie ist er hier so sanft und zärtlich! Wohlseyn will er, und ruhigen Genuß und sanfte Freuden, für sich, für andere. Es ist das Thema des Anakreon. So lockt und schmeichelt er sich selbst ins Leben hinein. Ist er aber darin, dann zieht die Qual das Verbrechen und das Verbrechen die Qual herbei: Greuel und Verwüstung füllen den Schauplatz. Es ist das Thema des Aischylos.
Schopenhauer

Es wird uns Mitarbeitern der »Weltbühne« der Vorwurf gemacht, wir sagten zu allem Nein und seien nicht positiv genug. Wir lehnten ab und kritisierten nur und beschmutzten gar das eigene deutsche Nest. Und bekämpften – und das sei das Schlimmste – Haß mit Haß, Gewalt mit Gewalt, Faust mit Faust.

Es sind eigentlich immer dieselben Leute, die in diesem Blatt zu Worte kommen, und es mag einmal gesagt werden, wie sehr wir alle innerlich zustimmen, obwohl wir uns kaum kennen. Es existieren Nummern dieser Zeitschrift, die in einer langen Redaktionssitzung entstanden zu sein scheinen, und doch hat der Herausgeber mutterseelenallein gewaltet. Es scheint mir also der Vorwurf, wir seien negativ, geistig unabhängige und von einander nicht beeinflusste Männer zu treffen. Aber sind wirs? Sind wirs denn wirklich?

Ich will einmal die Schubladen unsres deutschen Schrankes aufmachen und sehen, was darinnen liegt.

Die Revolution. Wenn Revolution nur Zusammenbruch bedeutet, dann war es eine; aber man darf nicht erwarten, daß die Trümmer anders aussehen als das alte Gebäude. Wir haben Mißerfolg gehabt und Hunger, und die Verantwortlichen sind davongelaufen. Und da stand das Volk: die alten Fahnen hatten sie ihm heruntergerissen, aber es hatte keine neue.

Leseprobe ©Lukas Verlag

Der Bürger. Das ist – wie oft wurde das mißverstanden! – eine geistige Klassifizierung, man ist Bürger durch Anlage, nicht durch Geburt und am allerwenigsten durch Beruf. Dieses deutsche Bürgertum ist ganz und gar antidemokratisch, dergleichen gibt es wohl kaum in einem andern Lande, und das ist der Kernpunkt alles Elends. Es ist ja nicht wahr, daß sie in der Zeit vor dem Kriege unterdrückt worden sind, es war ihnen tiefstes Bedürfnis, emporzublicken, mit treuen Hundeaugen, sich zurechtstoßen zu lassen und die starke Hand des göttlichen Vormunds zu fühlen! Heute ist er nicht mehr da, und fröstelnd vermissen sie etwas. Die Zensur ist in Fortfall gekommen, brav beten sie die alten Sprüche weiter, ängstlich plappernd, als ob nichts geschehen sei. Sie kennen zwischen patriarchalischer Herrschaft und einem ins Räuberhafte entarteten Bolschewismus keine Mitte, denn sie sind unfrei. Sie nehmen alles hin, wenn man sie nur verdienen läßt. Und dazu sollen wir Ja sagen?

Der Offizier. Wir haben hier nachgewiesen, warum und inwiefern der deutsche Offizier im Kriege versagt hat, und was er an seinen Leuten gesündigt. Es geht ja nicht um den Stand – Angriffe gegen eine Kollektivität sind immer ungerecht –: es geht um den schlechten Geist, der den Stand beseelte und der sich tief in das Bürgertum hineingefressen hatte. Der Leutnant und seine – sagen wir immerhin: Geistigkeit war ein deutsches Ideal, und der Reserve-Offizier brauchte keine lange Zeit, in die Uniform hineinzuwachsen. Es war die infernalische Lust, den Nebenmenschen ungestraft zu treten, es war die deutsche Lust, im Dienst mehr zu scheinen, als man im Privatleben ist, das Vergnügen, sich vor seiner Frau, vor seiner Geliebten aufzuspielen, und unten krümmte sich ein Mensch. Eine gewisse Pflichterfüllung des Offiziers (und sein Geist saß auch in vielen untern Chargen) soll nicht geleugnet werden, aber sie geschah oft nur auf der Basis der Übersättigung und der übelsten Raffgier. Die jungen Herren, denen ich im Kriege hinter die Karten gucken konnte, machten keinen hervorragenden Eindruck. Aber es geht ja nicht um die Einzelnen, und wie soll je eine Besserung kommen, wenn wir es jetzt nicht sagen! Jetzt, denn später hat es keinen Sinn mehr; jetzt, denn später, wenn das neue Heer aufgebaut ist, wäre es überflüssig, noch einmal die Sünden des alten Regimes aufzublättern. Und es muß den Deutschen eingehämmert werden, daß das niemals wiederkommen darf, und es muß Allen gesagt werden, denn es waren ja nicht die Sünden gewisser reaktionärer Kreise, sondern Alle, Alle taten mit! Das Soldatenelend – und mit ihm das Elend aller »Untergebenen« in Deutschland – war keine Angelegenheit der politischen Überzeugung: es war eine der mangelnden Kultur. Die übelsten Instinkte wurden in entfesselten Bürgern wachgerufen, gab ihnen der Staat die Machtfülle eines »Vorgesetzten« in die Hand. Sie hat ihnen nicht gebührt. Und dazu sollen wir Ja sagen?

Der Beamte. Was haltet Ihr von einer Verwaltung, bei der der Angestellte

Leseprobe ©Lukas Verlag